

sondern ein Kreisgericht — für den Candidaten vollends gewonnen. Professor Beer formulierte die denkbar leichtesten Fragen, theilte sie selbstverständlich dem Candidaten im Voraus mit. Sorgfältig — wie Kenner des polnisch-deutschen Stils sogar behaupten, unter höchst eigener Mitwirkung des Papas — wurde die Antwort dem Candidaten im Voraus zurechtgelegt. Trotz dem großes Prüfungsfieber, und die Prüfungssitzung des Budgetausschusses mußte deswegen sogar einmal verschoben werden. Als sie dann am Dienstag kam, stellte wohl Professor Beer seine verabredeten Fragen. Aber der Candidat gab trotz alledem eine recht unbefriedigende Antwort. Nichtsdestoweniger ist er durchgekommen, sogar sehr gut. Mit 25 gegen 9 Stimmen wurde der Dispositionsfond angenommen. Es wäre nicht anders gekommen, wenn die Antwort des Candidaten auch noch viel schlechter ausgefallen wäre. Denn, wie der scharfsinnige Leser schon errathen haben wird: es war alles im Voraus abgekartet, und das ganze Frage- und Antwortspiel im Budgetausschuss gar nicht ernst gemeint.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, dass einem Prüfungscandidaten nichts so sehr schadet als die Angst vor dem Durchfall. Der Ministerpräsident hatte große Angst, dass er mit dem Dispositionsfonds in der Minorität bleiben würde. Um sich für diesen Fall zu decken, erklärte er von vornherein, da es die Bewilligung dieser Budgetpost nicht als Vertrauensvotum betrachte. Was aber thut Gott? Der Dispositionsfonds wird mit großer Majorität bewilligt. Jetzt sitzt der Ministerpräsident sich selbst auf. Hätte er den Dispositionsfonds als Vertrauenssache gelten lassen, so könnten heute die Officiösen seinen Sieg feiern. So aber ist, durch seine eigene Unweisheit, der Vertrauenscharakter dieser Abstimmung genommen worden, und die Bewilligung des Dispositionsfonds mit noch so großer Majorität ist nichts weiter als eine budgetäre Kleinigkeit von 100.000 Gulden, ohne irgend welchen politischen Charakter. Ja, nur Angst soll der Mensch nie haben! Besonders nicht vor der deutschliberalen Partei und dem Hofrath Beer.

In seiner Dispositionsfondsrede sagte Graf Badeni unter anderem, er wolle „nicht verfahren wie der Arzt, der den Patienten zugrunde gehen lässt, nur um das Dogma siegreich zu behaupten.“ Falls diese Worte einen Sinn haben sollen, muß Graf Badeni wohl meinen, dass es ein „Dogma“ der Heilkunde sei, dass die Patienten zugrunde gehen müssen, so dass jede Genesung eines Patienten ein Widerspruch gegen das „Dogma“ der Aerzte wäre. Der leidenden Menschheit wird es zum Trost gereichen, dass Graf Badeni kein Arzt, sondern nur österreichischer Ministerpräsident ist. Der politischen Menschheit in Oesterreich, die gegenwärtig vom Grafen Badeni regiert wird, kann ich freilich keinen Trost spenden. Soweit sich aus seinem, wenn auch vergriffenen Bilde schließen lässt, ist es wie für manche polnische Stanczyken, so auch für ihn ein „Dogma“, dass Oesterreich „zugrunde gehen muß“, wenn er auch immerhin tolerant genug ist, das Dogma zu opfern, falls es doch gelingen sollte, den schon aufgegebenen Patienten noch zu retten. Dies alles, wie gesagt, unter der Voraussetzung, dass die Worte des Ministerpräsidenten auch einen Sinn haben. Ganz sicher bin ich meiner Sache nicht.

Vor Schluss der Redaction wird uns gemeldet, dass Graf Badeni sich noch einer politischen Debatte am Samstag im Budgetausschuss zu unterziehen gedenkt. Wenn die Nachricht sich bestätigt, dann liegt eine Nachprüfung in optima forma vor. Armer Candidat!

An der Bahre des Meisters Bruckner stritten bekanntlich zwei Leichenbestattungs-Unternehmungen um die Ehre des Leichenbegängnisses: die „Entreprise des pompes funebres“ und die „Concordia“. Im Gegensatz dazu scheint es jetzt schon sicher, dass die selige deutschliberale Partei weder mit funebralem Pomp noch mit Concordia zur ewigen Ruhe gebettet wird, sondern mit Discordia. Sechs Pferde ziehen nach vorn, sechs Pferde ziehen nach hinten — so ungefähr sieht, nach der Dispositionsfondsdebatte, der Leichenzug der deutschliberalen Partei aus. Bei diesem discordanten Arrangement begreift man, dass der Leichenzug nicht vom Fleck kommt, und trotz all' dem Hülh und Gott von vorn und hinten, der nicht mehr ganz verehrungswürdige Cadaver noch immer unbestattet mitten auf der Straße unseres politischen Lebens am alten Fleck steht.

Wie es scheint, werden sich die Mitglieder der Vereinigten Linken in Zukunft immer so „abpaaren“, wie sie es beim Dispositionsfonds getan. Die eine Hälfte der Vereinigten Linken stimmt jeweils für, die andere Hälfte gegen die Regierung, so dass sich beide Theile gegenseitig in ihren Wirkungen vollständig aufheben. So erst wird die deutschliberale Partei zum vollen Ausdruck ihres wahren inneren Werts kommen, welcher bekanntlich, soviel ist als — Null.

Vergleicht man z. B. die Dispositionsfondsreden der beiden deutschliberalen Abgeordneten Haase und Fux miteinander, so wird man sofort bemerken, dass mit ganz denselben Gründen, mit denen Herr Fux sein Nein, Herr Haase sein Ja gerechtfertigt hat. Die Paradoxie wird noch dadurch gesteigert, dass der jagende Haase dem Ministerium sein Mißtrauen, der neinsagende Fux dagegen dem Ministerium ausdrücklich sein Nicht-Mißtrauen versichert hat. Die Paradoxie der Vereinigten Linken-Logik fin de mandat erreicht ihren Höhepunkt, wenn man zum Schluss noch bedenkt, dass der jagende Haase für sich keinen Anspruch auf den Dispositionsfonds erhebt, da er nicht mehr gewählt, vielmehr ins Herrenhaus berufen zu werden wünscht, während gerade der neinsagende Fux es ist, der eine Wiederwahl anstrebt, bei der vielleicht auch der Dispositionsfonds ihm gute Dienste leisten kann. Schließlich sei noch constatirt, dass beide Herren ihren Namen alle Ehre gemacht haben, da es der vorsichtigen Natur des Häschens entspricht, unter allen Umständen Ja zu sagen, während es von Fuchsen

Schlaueit zeugt, wenn Einer Nein sagt, gerade weil er so sicher „ja“ wiedergewählt werden will.

Warum Herr Wrabetz eigentlich gegen die Socialpolitiker ist? Ich habe alle seine Reden daraufhin durchstudirt und nur einen Grund darin gefunden: Herr Wrabetz hat den Socialpolitikern nichts anderes vorzuwerfen, als dass sie nicht genug höflich sind. Das versteht sich auch: die deutschliberale Partei, war immer die Partei der höflichen Leute, wie dies ja auch bei einer Hofpartei nicht anders möglich. Die Socialpolitiker, die eine Volkspartei sein wollen, sind bloß die Partei der anständigen Leute, und da heutigentags die Anständigkeit in der Politik mit der Höflichkeit sich nicht immer gut verträgt, werden sie auch nicht davor zurückzureden dürfen, zuweilen ganz unhöflich zu sein, selbst auf die Gefahr hin, dass sie dabei die vornehmen höfischen Empfindungen des Herrn Wrabetz hie und da verletzen.

Der deutschliberale Candidat, Herr Professor Kik, ist empört darüber, dass die Socialpolitiker, wie er wenigstens behauptet, den Liberalen deren Programm sozusagen gestohlen haben. Und wenn schon! Herr Professor Kik ist nicht Jurist, sonst müßte er wissen, dass das liberale Programm überhaupt jetzt nicht gestohlen werden kann, weil es von der liberalen Partei selbst in Stich gelassen worden ist, und herrenloses Gut jedem gehört, der es aufnimmt.

Herrn Professor Kik kann ein vernünftiger Mensch es nimmer recht machen. Am Schluss seiner Candidatenrede sagte er: „Ich werde, wenn gegen das liberale Princip (!) gewettet wird, mit aller Energie dagegen auftreten.“ Was hat er aber im ganzen Verlaufe dieser wohlbeschimpften Rede gethan? Er hat gegen die Socialpolitiker gewettet, gerade weil diese — was er ihnen ja als „Unverschämtheit“, „Oberflächlichkeit“ und „Unverfrorenheit“ vorwirft — für „das liberale Princip“ eintreten. Wenn nur der „Schwemming“ käme, um Herrn Professor Kik jeweils zu sagen, ob er für oder gegen das liberale Princip wettet. Wenn die Wähler der inneren Stadt Herrn Prof. Kik schon wählen wollen, so mögen sie freundlichst auch den Schwemming auf ihre Wahlzettel setzen, denn ohne diese bewährte Witzblatt-Figur würde Herr Kik im Labyrinth unseres Parteilebens sich ganz vereinsamt fühlen und nie zurechtfinden können.

Kunst und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Gymnase, „La villa Gaby“ von M. Gandillot. Geité, „La Poupée“ von M. Ordonneaur, Musik von Audran. Porte Saint-Martin, „Les Bienfaites“ von Brieux, Berlin. Königliches Schauspielhaus, „Der Graf von Castanar“ nach dem Spanischen des de Rojas von Matkowsk. Unter den Linden, „Der Pumpmajor“ von Alexander Neumann. Theater des Westens, „Mimma von Barnhelm“. Schillertheater, „Ein Ehrenwort“ von Otto Erich Hartleben. Köln. Stadttheater, „Wer war's?“ von Felix Philippi.

Die alten Herren im Burgtheater, die sich kränken, weil von ihnen gar nicht mehr, gar nicht mehr die Rede ist, hört man sagen: Es ist ja kein Wunder, dass die ganze Stadt nur noch von Mitterwurzer spricht — er spielt ja stets die besten Rollen! Sie mögen jetzt hingehen und sich seinen alten Moor ansehen. Das ist, alle Schauspieler wissen es, eine sehr fade und larmoyante Rolle, noch nie hat man mit ihr etwas „gemacht“. Da kommt Mitterwurzer und das ganze Stück dreht sich um und wird zur Tragödie vom alten Moor. Tritt er auf, so halten alle Leute den Athem an; jeden Zettel, der von einer Loge ins Parterre fällt, hört man in dem weiten Hause rauschen, so stumm vor Angst und so beklommen sitzen alle da. Seine Scene mit dem verkleideten Hermann, das Sterben, endlich die Erzählung seiner Qualen vor Karl — das sind Stücke von einer so ungeheuren Kraft, dass alles, alles, was wir sonst auf der Bühne zu sehen gewohnt sind, klein und lächerlich wird; wie leere Schatten stehen die anderen blaß neben seiner furchtbaren Wahrheit. Er lässt uns eine ganz neue Schauspielkunst ahnen.

Woher kommt es, dass die Schauspieler so gerne Rollen spielen, die in ihrer Natur nicht liegen? Mit diesem Gedanken ist man ins Deutsche Volkstheater zur „Fildin von Toledo“ der Frau Odilon gegangen. Nun, es ist unglaublich, wie viel sich diese merkwürdige Frau von der Rolle, die ihrem ganzen Wesen doch eigentlich fremd ist, mit ihrer Energie anzueignen weiß. Sie zwingt sich Töne ab, die man niemals in ihr vermuthet hat, und kommt zu manchen Momenten von großer Schönheit. Mit Anmuth steht der König des Herrn Christians neben ihr, vorzüglich, so lange er bloß der „schlimme Bub“ ist, aber dann, wie er zum Namen werden soll, nachlassend und verfangend. Herr von Berger hat einmal das schöne Wort gesagt: „Er geht aus dem Stücke hervor, mit einer Schuld gesegnet, die für ihn von nun an die dunkle Wurzel sein wird, aus der die Blüten seiner Tugenden erwachsen.“ Das hat uns Herr Christians nicht sehen lassen. Herr Eppens ist ein mächtiger Manriquez, Fräulein Bauer die lieblichste Cleonore.

Girardi ist im Carltheater. Das sagt alles. Mit diesem großen Zauberer von Wien treten alle guten Geister unserer Weise auf die Bühne und alle Lustigkeiten, alle Zärtlichkeiten, die unsere Seele hat, werden nach seiner Pfeife lebendig. In seiner Nähe wird dem Wiener so wohl, dass